

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 51.

Sechster Jahrgang.

20. Dezember 1862.

### Trübe Stunden.

Die Seele ist schwer und das Herz mir so leer,  
Mich erfasst ein unendliches Bangen,  
Es färbt die Blut des Weines nicht mehr,  
Noch des Mädchens Kuß meine Wangen;  
Vergeblich streut seiner Blüten Pracht  
Der Frühling auf Felder und Auen,  
Mich lockt nicht des Waldes einsame Nacht,  
Noch der Klippen phantastisches Grauen.

Wie lauscht' ich als Jüngling dem Nachtigallschlag,  
Dem Flöten der Drossel so gerne,  
Und jubelnd begrüßt' ich den dümmernenden Tag,  
Und Abends die schimmernden Sterne.  
Doch jetzt ist das Herz mir so öde, so leer,  
Von Kummer und Wehmuth zer schlagen;  
O, käme noch ein Mal die Jugend daher  
Mit ihren sonnigen Tagen!

Was hast du errungen? was hast du erstrebt,  
Im stetigen Wechsel der Jahre?  
Gelitten, gestritten, geliebt und geliebt,  
Es bleichte der Kummer die Haare;  
Und hast du dir blühende Rosen erwählt,  
In einzelnen, glücklichen Stunden,  
So hat es dir nimmer an Dornen gefehlt,  
Das Herz und die Hand zu verwunden.

Nun geht es bergunter, nun geht es zu Thal,  
Des Lebens Höh'n sind erstiegen,  
Ich seh', wie dort oben im Abendstrahl  
Die rauschenden Tannen sich wiegen.  
Wie kreischen die Raben des Waldes so schrill,  
Und geisterhaft klingt's in die Runde:  
„Das menschliche Herz, wie bald sieht es still,  
Daß in kühler Gruft es gesunde!“

Heinrich Weise.

### Das Goldstück der Tochter.

(Fortsetzung.)

Ich erstaunte über die Veränderung, die mit Besebre seit Mittag vorgegangen. Sein Gesicht war belebt, das Auge funkelte und die Haltung war aufrecht; allein bei näherer Beobachtung gewährte ich, daß in seinem ganzen Wesen etwas Fieberhaftes vorherrschte und ein unheimliches Feuer

seinen Blick belebte, der dämonisch auf den grünen Tisch mit den Haufen Goldes und Silbers hinsierte. Da seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf das Spiel gerichtet war und er sich um mich nicht kümmerte — wir standen vor einer Pharaobank — so mischte ich mich unter die Pointeur's und trat ihm näher, um sein ganzes Thun zu beobachten.

Er blieb eine kurze Zeit bloß Zuschauer, dann begann er behutsam in das Spiel sich einzulassen, mit Kleinigkeiten die Karten besiegend. Unwillkürlich drängte es mich, dieselbe Karte, zu der er Vertrauen hatte, für mich zu wählen. Bald gewann er, bald verlor er, so daß die Mitternachtsstunde schon längst vorüber war, während sein Kassa stand sich so ziemlich gleich geblieben war. Plötzlich begann das Glück sich ihm auffallend zuzuwenden, beinahe jede seiner Karten gewann und vor ihm lag ein ansehnlicher Haufen Goldes, welcher Erfolg seinen Muth nichtbar hob; denn bisher hatte er unausgesetzt in der ängstlichsten Spannung gespielt. Jetzt wagte er nicht mehr einzelne Stücke, sondern ganze Summen, und der Verkauf des Spieles wurde für ihn immer günstiger. Endlich sammelte er sich zu einem Hauptschlage. Alle Tropfen mußten in's Feld. Das Blatt wandte sich — er hatte Alles verloren.

Mit einem Male schien er wie aus einem Traume zu erwachen, er griff sich nach dem Kopfe, riß die Augen weit auf, ließ dieselben auf dem Tische herum schweifen, fuhr dann mit beiden Händen in die Taschen, holte einen Louisd'or heraus, bei dessen Anblicke er unwillig den Kopf schüttelte und das Goldstück wieder sorgfältig verbarg; hierauf ließ er einen tiefen Seufzer aus, der mehr ein Aechzen denn ein Athemholen war, wandte sich rasch um und gegen die Thüre zu. Ich folgte ihm Schritt auf Schritt.

Auf der Wasse angekommen, ergriff ich ihn beim Arme.

„Mein Herr.“

„Was beliebt?“

„Sie entschuldigen, daß ich Sie aufhalte, aber ich wollte Sie um eine Gefälligkeit bitten.“

Er blieb stehen und horchte.

„Ich habe auf Ihre Karten gesetzt, da Sie Glück hatten, ich habe mit Ihnen gewonnen und verloren, wir haben ein gleiches Schicksal gehabt; ich möchte mich darum nicht sogleich von Ihnen trennen. Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun, bevor wir schlafen gehen, mein Gast zu sein? Unsere Nerven sind abgespannt, wir wollen sie erquicken. Schlagen

Sie mir meine Bitte nicht ab, ich mag nicht allein trinken; ich mache mir dann das Vergnügen, Sie nach Hause zu begleiten.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich trinke vor dem Schlafengehen keinen Wein, noch esse ich etwas.“

„Ach pah! Sie dürfen noch nicht schlafen gehen; wir Beide waren aufgeregt und nun tritt die Erschlaffung ein, die uns unbehaglich stimmt; ich möchte uns daher gerne in eine andere Stimmung hineinplaudern. Gönnen Sie mir die Ehre Ihrer Gesellschaft.“

„Ich danke nochmals für die freundliche Aufforderung, Sie würden an mir einen schlechten Gesellschafter finden.“

„Sie brauchen sich gar keinen Zwang anzuthun,“ versetzte ich, seinen Arm unter den meinen nehmend, „Ihre Gesellschaft wird mir unter allen Umständen angenehm sein.“ Und ich schritt mit ihm fort, ohne daß er sich wehr sträubte.

Ich führte ihn in ein Hotel, das ich schon oft besucht hatte und wo sich in einer Hinterstube, unbekümmert um die Polizeistunde, oft noch bei anbrechendem Morgen eine lustige Gesellschaft zusammensand. Wir trafen heute nur mehr drei Gäste, welche in einer Viertelstunde darauf sich empfahlen, so daß wir nun allein blieben. Mein jugendlich frischer Appetit sehnte sich nach Speise, und mein lebensfroher Leichtsinns ließ mich den Verlust im Spiele schnell vergessen, da ich ihn bei meinen ausreichenden Geldmitteln nicht einmal empfand, und mit dem Vorsatz, heiter zu sein, schaffte ich die Erfrischungen an, die in Kurzem vor uns standen, und zu ihrem Genuß mit angenehmen Dufte einladend.

„Der Vater der schönen Alice ist's, der Dir gegenüber sitzt,“ dachte ich, „Du kannst mit ihm ganz offen sprechen und ihm Dein Anliegen ruhig und ungestört anvertrauen.“ Da durchzuckte mich der Gedanke: „Für wen willst Du das Wort führen? Für Deinen Freund oder für Dich?“ Und die Gabel entsank meinen Händen, ich mußte tief Athem holen. Mein Tischgenosse saß schweigend da, es trat einen Augenblick tiefe Stille ein, denn auch er hatte zu essen aufgehört und brütete dumpf vor sich hin. Dieß brachte mich wieder zur Besinnung, ich nöthigte ihn zum Essen und schenkte frisch ein. „Darüber soll sie entscheiden,“ beschloß ich meine Gedankenreihe, „und zu dem Vater spreche ich von einem Freier überhaupt.“

Ich begann nun über verschiedene Tages-Ereignisse zu schwärmen und bemühte mich so viel möglich den Unbefangenen zu spielen, wodurch endlich auch Lefebvre aufgemuntert wurde, welche Wirkung nicht wenig durch den feurigen Wein unterstützt wurde, der in der That trefflich genannt werden konnte.

Von hohem Interesse war es für mich, die Veränderungen wahrzunehmen, welche in Lefebvre's Gesicht allmählig vor sich gingen. Seine Wangen rötheten sich langsam, der starre Zug um seinen Mund wurde weicher, der menschenfeindliche Ausdruck wich aus seinen Blicken, das düstere Feuer der Augen loderte in einem hellstrahlenden auf, und eine Gutmüthigkeit war in denselben zu lesen, die ihnen

ursprünglich eigen zu sein schien und nun durch eine stille Freude wieder war hervorgerufen worden, welche die Züge dieses verwitterten Gesichtes belebte. Jetzt waren es Alice's Augen, welche mich aus dem Manne anschauten, und ein süßer Schauer durchrieselte mich. Er lehnte sich in dem Stuhle zurück und schaute schweigend vor sich hin, ohne mich zu beachten; ich sah, er folgte seinen Gedanken, die ihn angenehm beschäftigten und wollte ihn darum aus seiner Versunkenheit nicht hinausreißen, weshalb ich abwartete, bis er selbst wieder den Faden unseres Gespräches aufnehmen würde. Endlich begann er:

„Wie lange ist's doch schon, daß ich keinen Wein getrunken habe, ach, er erwärmt wunderbar das Herz und weiß uns neuen Lebensmuth einzuschöpfen.“

„Den Lebensmuth sollen wir nie verlieren,“ erwiderte ich, „das Glück ist wandelbar.“

„Ja wohl, wandelbar,“ betonte er mit weicher Stimme, „und flieht treulos, wenn wir es mißbrauchen. Sie sind wahrscheinlich noch unverehelicht, mein Herr?“

„Ich bin's,“ antwortete ich und fühlte, wie die Blut auf meinen Wangen brannte.

„Wenn Sie einmal heiraten, so vergessen Sie nie den schönen Tag Ihrer Hochzeit. In Ihre Hände legt das Schicksal das Wohl und Wehe einer geliebten Seele; Sie sollen über sie wachen, bis der Tod das Band zertrennt.“

„O, das will ich auch redlich,“ rief ich, mich vergehend mit lauter, kräftiger Stimme.

„Mackellos, glänzend und rein, wie das Hochzeitskleid, wie der Brautschleier,“ fuhr er in wildem Tone fort, „frisch und lieblich wie der Kranz in den Haaren, ist an diesem Tage das Glück der Neuverbundenen — so sollte es bleiben durch's ganze Leben! Jeden Morgen sollten wir an diesen herrlichen Tag, der nur ein Mal in unserem ganzen armen Leben uns so erscheint, zurückdenken, um nicht die nachfolgenden Tage mit eigenen Händen zu beschmutzen. O, wie dieser erste Tag meines ehelichen Lebens vor mir austaucht, so voll herrlicher Hoffnungen, ich empfinde von neuem das selige Gefühl jener Zeit — der Zauberer Wein hat mich wie im Fluge zurückgetragen.“

Er blickte zum Plafond empor, ein flüchtiges Lächeln glitt wie ein matter Sonnenstrahl über sein Gesicht und war schnell wieder verschwunden.

„Könnte ich in der Erinnerung stehen bleiben,“ sprach er, weich werdend, „ein Paar Jahre meines Lebens gäbe ich darum; doch das Gedächtniß ist unbarbarherzig, es führt mich Schritt für Schritt vorwärts und zeigt mir meine Schande.“

„Lassen wir das,“ fiel ich ihm rasch ein, „wir wollen der Gegenwart leben und Punsch-Bowle soll die Vergangenheit freundlich bedecken.“

„Die Vergangenheit hat mir viel Schönes geboten, nie werde ich der Tage vergessen, die ich an der Seite meines braven Weibes verlebte; aber die Erinnerung soll auch meine verdiente Strafe sein; denn — ich habe meine geliebte Anna in das Grab gebracht.“

Er senkte den Kopf auf die Brust und schwieg, und auch ich getraute mich nicht zu sprechen, ich war ganz kleinlaut geworden ob dieses vernichtenden Geständnisses. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Wissen Sie, was mein eheliches Glück getrübt, was mich elend gemacht hat? Sie haben es heute gesehen.“

„Wie?“ fragte ich verwundert, „und doch —“

„Und doch,“ fiel er mir ein, hänge ich noch daran, ach mein Herr, ich muß noch daran hängen. — Doch hören Sie. Ich habe die reiche Wittgitt meines Weibes, ich habe das Erbe meines Kindes am Pharaonische verspielt. Mein Weib raffte der Kummer dahin, sie hinterließ mir eine Tochter — nein, sie hinterließ mir einen Engel.“

„Einen Engel,“ wiederholte ich, seine Rede bestätigend, ohne daß er meine besondere Betonung beachtete.

„Auf dem Sterbebette bat mich Anna, ich sollte dem Spiele für immer entsagen; dieß waren ihre letzten Worte, dann entschlief sie; aber erst nach ihrem Tode erwachte die Spielwuth in ihrer ganzen Gräßlichkeit in mir. Jetzt wollte ich wieder zurückgewinnen, was ich verloren, und ich verlor endlich auch den letzten Rest meiner Habe. Fluch dem Spiele!“

(Schluß folgt.)

## Die philharmonische Gesellschaft in Laibach,

seit dem Jahre ihrer Gründung 1702, bis zu ihrer letzten Umgestaltung 1862.

Eine geschichtliche Skizze von Dr. Fr. Aresbacher.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zwei für Laibach neue Elemente, das eine der Geselligkeit, das andere der reinen und höchsten Muse gewidmet, entstiegen dem Schooße der Gesellschaft in diesen Jahren. Das erstere sind die im Jahre 1860 ins Leben gerufenen Faschings-Liedertafeln, die durch das vorwaltend humoristische ihrer Vorträge, durch die Ungezwungenheit des Tones und durch die da herrschende heitere Laune eine Lieblings-Unterhaltung der Bewohner der Stadt geworden sind. Das zweite ist der im Winter 1861 von Medved, Karl und Eduard Zappe, und Herrn Theater-Kapellmeister Urban ins Leben gerufene Cyclus von Streich-Quartetten, welche den echten Kunstfreunden eine Quelle hohen Genußes geworden, und der auf Geschmack und musikalische Bildung am meisten influirenden Kammermusik die Thore geöffnet haben. Die Freude und die Anerkennung, mit welcher diese Quartette aufgenommen wurden, lassen der Hoffnung Raum, daß diese schönsten Abende in der Kunstgeschichte Laibachs sich fortentwickeln werden. Durch die Wohnsitz-Veränderung des jüngern Herrn Zappe wurde das Streich-Quartett ergänzt durch Herrn J. Zöhrer.

1861.

In diesem Jahre vereinigte das gastliche Nürnberg alle Sänger Deutschlands zu einem großartigen Gesangsfeite. Die deutschen Mitglieder des Männerchores schickten ihren Lied- und Heimatgenossen telegraphisch einen Gruß, worauf folgende Antwort zurückkam:

„Euren freundlichen Gruß haben wir allen Sängern verkündet. Er wurde mit Jubel empfangen, und gleiche Größe von allen Enden Deutschlands ließen uns mit Stolz und Freude erkennen, es seien aller Orten Deutschlands Säger mit uns im schönsten Feste. Wir sagen Euch den herzlichsten Dank. Möge unser Sängerspruch in immer weiteren Kreisen zur vollen Wahrheit werden.“

Mit deutschem Gruß und Handschlag.

In Namen des Comité's  
der erste Vorstand

Rindner m. p.

Am 17. April hatte die Gesellschaft die Ehre, den eben ernannten Landeschef und Protektor der Gesellschaft, Aliepsich Grafen v. Krainfeld, den leider zu früh der Tod uns und dem ganzen Lande entriß, in einem Fest-Konzerte begrüßen zu können. Nach einem Prolog, gedichtet von Ludwig Pfeil, gesprochen von der Frau des Gesellschaft-Direktors, Emma Schöppel, folgte eine Festkantate „Pozdrav“ in slovenischer Sprache, gedichtet von Karl Deschmann, komponirt von Medved, für gemischten Chor.

Im Jänner gibt Mischka Hauser, der Violinist, zwei Konzerte.

Seine fürstbischöflichen Gnaden Bartholomäus Widmer, dem Beispiele der Vorgänger getreu, die alle Mitglieder des Vereines und dessen warme Freunde waren, tritt der Gesellschaft als Mitglied bei, nimmt regen Antheil an dem Gedeihen der Kunst-Anstalt und übergibt dem Gesellschafts-Kassier das bedeutende Geschenk von 100 fl.

1862.

In selbstständigen und in Vereins-Konzerten spielten zwei durchreisende Künstlerinnen, Fr. Jakobisek, die Pianistin, und Fr. Marie Mösner, die bekannte Harfenspielerin. Letzterer wurde von dem Männerchore eine Serenade gebracht, wofür sie demselben eine musikalische Soirée in dessen Gefangenslokale gab.

Der Männerchor gibt den Damen des Frauenchores ein „Kränzchen“ und wirkt bei den „Schießplatzkränzchen“ mit.

So hatte nun die Gesellschaft, wie wir sehen, einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gethan, einen offenbaren Aufschwung genommen, die Programme der Konzerte füllten sich wieder mit wohlklingenden Namen, ein tüchtig geschulter Männerchor bot der Gesellschaft neue Kraft, neuen Anhaltspunkt, ein Kranz reizender Mädchen verlieh den Konzerten eine schöne Abwechslung für das Gehör und ein liebliches Bild dem Auge. Die Geselligkeit der Stadt überhaupt, die der Mitglieder untereinander, wurde durch Bälle, Kränzchen, Sängerausfahrten und Sängersfeste gehoben. Wir sehen, die Vorkräfte der Gegenwart übertreffen jene der früheren Zeit um Vieles. Leider aber verhält es sich anders mit den Orchesterkräften, die in ihrem gegenwärtigen Zustande die Vorzeit, insbesondere die Zeit von 1816 bis gegen 1830 nicht mehr erreichen.

Die philharmonische Gesellschaft pflegte in ihrer ersten Gestalt, zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Instrumental-Musik, die alten Chroniken sprechen stets von dem instrumentorum concentu. Auch in ihrer Neugestaltung, zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren Orchestralwerke die Hauptaufgabe, die sich die Gesellschaft gestellt hatte. Nur dann und wann füllten Solovorträge von Sängern und Sängern die Programmücken aus. Später gab man Theile aus Opere und Oratorien und mit ihnen trat der gemischte Chor in Wirksamkeit, das Orchester war noch größtentheils in den Händen der musika-

lischen Mitglieder der Gesellschaft. Als aber in den 40er Jahren, wie wir gesehen haben, sich jene traurige Epoche der Spaltung der musizierenden und zuhörenden Mitglieder herausbildete und in Folge dessen so viele musizierende Mitglieder austraten, so kam der Verein endlich dahin, daß er nur mehr wenige im Orchester musizierende Mitglieder hatte. Und dieß Verhältniß ist leider noch bis auf den heutigen Tag verblieben. Mit Ausnahme von ein Paar und gerade deshalb um so ehrenwertheren Beispielen der treuen Anhänglichkeit an die gute Sache der Tonkunst, sowie den Lehrern der Gesellschaft, spielen bei orchestralen Aufführungen nur gezahlte Musiker im Vereine. Der Mangel einer Musikinstrumentenschule hat zur Folge gehabt, daß diese Instrumente im Begriffe sind, in Laibach auszukerbten, die Paßgeige geht demselben Schicksale entgegen, denn ihr Vertreter ist bereits ein Greis und ruft ihn das böse Geschick hinweg, so ist kein Nachfolger hier. Alle diese bereits bestehenden und noch zu besüchtenden Lücken muß die jeweilig anwesende Militärkapelle ersetzen. Nehmt uns diese und die Orchestralmusik in Laibach gehört der Geschichte an. Und solche Verhältnisse muß ich von einer Gesellschaft erzählen, die einst ein Orchester von 50 Dilettanten zählte.

So ist es nun gekommen, daß der eigentliche Kern der Gesellschaft der gesungliche Theil geworden, und zwar nebst dem Damenchor der Männerchor. Natürlich konnten die alten Statuten einem mittlerweise umgeänderten Vereine nicht mehr entsprechen. Der Männerchor fühlte das Bedürfniß einer festen Organisation, er wollte sich den Einrichtungen, wie dieselben in Männergesangs-Vereinen gebräuchlich sind, anschließen. Ein Paar Mitglieder gingen nun an dem alten Gebäude zu rütteln an. Nachdem sie die ursprüngliche Idee, den Männerchor von der Gesellschaft zu trennen und selbstständig hinzustellen, aus Rücksicht der Gefahr des Weiterbestehens für die philharmonische Gesellschaft und in Erwägung, daß Kräftezersplitterung für Städte von der Größe Laibachs der Sache der Kunst offenbar Schaden müßte, verlassen hatten, gingen sie daran, neue Statuten zu entwerfen, welche den Männerchor als Theil der Gesellschaft behandelt wissen wollten, ihm aber eine Organisation in sich bestimmen, und die zugleich das Interesse der philharmonischen Gesellschaft überhaupt im Auge behalten sollten, denn in jedem Mitgliede der Gesellschaft lebt die Ueberzeugung, daß die Hingebung der Gesangs-Dilettanten für das Wohl der ältesten Musikgesellschaft Oesterreich's die Instrumental-Dilettanten dazu aneifern wird, auch ihrerseits dem Fortbestande, oder vielmehr dem Aufblühen der vaterländischen Musikanstalt ihre Kräfte zu widmen.

Ein Statutenentwurf, ursprünglich nur für die Organisation des Männerchores berechnet, und als Anhang zu den alten Statuten betrachtet, wurde in einer eigens hiezu bestimmten Versammlung der Sänger dieser vorgelesen und eine Debatte hierüber eröffnet. Schon die Lebhaftigkeit derselben ließ der Hoffnung Raum, daß diese Männer die Sache ernst nehmen werden. Als man endlich übereingekommen, wurde dieser von den Sängern geprüfte Statutenentwurf für den Männerchor der Direktion der philharmonischen Gesellschaft überreicht. In der beigegebenen Motivirung wurde hingedeutet auf die Unzweckmäßigkeit der alten Statuten überhaupt und der Wunsch ausgesprochen, es möge, wenn dieser Männerchor-Statuten-Entwurf angenommen werde, zugleich eine Revidirung der Gesamt-Statuten in Angriff genommen werden.

Direktor Schöppel berief in Folge dessen eine General-Versammlung ein. Diese wählte eine Vertrauens-Kommission

von 18 Mitgliedern, und zwar aus der Reihe der zuhörenden und mitwirkenden, welche einen von J. Lednig und J. Hilpert zu entwerfenden Statutenvorschlag zu prüfen und endgiltig zu entscheiden habe.

Die Vertrauens-Kommission trat, nachdem der Entwurf fertig war, zusammen und berieth mit lebhaftem Eifer die Statuten, wobei sich besonders betreffs der Präcision derselben Herr Staats-Anwalt-Substitut Copreg den Dank des Vereines verdient hat. Diese Statuten wurden zur Genehmigung und Bestätigung nach Wien gesendet, erstere erfolgte am 2. Februar, letztere am 5. Mai 1862. Der Erfolg soll nun zeigen, in wieferne diese Satzungen den Bedürfnissen der Zeitverhältnisse entsprechen.

So viel hat sich jetzt schon gezeigt, daß der Geist, der die Gesellschaft durchweht, ein frischerer, der Ernst zur Sache ein gediegenerer geworden.

Möge diese älteste Kunstgesellschaft Oesterreich's auch fortan blühen und gedeihen.

## Literatur.

Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden von Reinhold Bechlein. Leipzig bei O. A. Schulz. 1863.

Die deutsche Literatur des Mittelalters, so reich an herrlichen Erzeugnissen, ist dem größten Theile der Gebildeten immer noch fremd, so viel auch Uebersetzer thätig waren und die Poesien jener Glanzperiode zugänglich machten. Es ist das ein seltsames Ding; der Deutsche muß seine eigene alte Literatur übersehen, soll sie verstanden und gewürdigt werden. Die Sprache jener Periode war eine andere, als die jetzige Schriftsprache ist. Man betrachte das Niebelungenlied, die Lieder der Minnesänger u. Viele dieser poetischen Schätze sind durch Uebersetzungen in das Hochdeutsche Gemeingut Aller geworden; allein kleinere, prosaische Stücke wurden noch wenig bearbeitet. Dieß hat nun der Verfasser vorliegenden Büchleins übernommen; er bietet uns eine strenge Auswahl altdeutscher Märchen, Sagen und Legenden, drei handschriftlichen Sammlungen des 13. Jahrhunderts entnommen. Die Sammlung ist mit Verstandniß und feinem Takt gemacht, die einzelnen Stücke sind treu nachgezählt und die Eigentümlichkeiten des Styls sind beibehalten worden. Dieser Styl erinnert in seiner Einfachheit an den der Bibel. Die meisten der Sagen sind neu, einzelne jedoch dem Inhalt nach schon bekannt, z. B. „der Ritt nach dem Kalkofen“, dem Schiller den Stoff zu seinem „Gang nach dem Eisenhammer“ entnommen hat. Das nett ausgestattete Büchlein ist uns ein willkommenes, und macht dem, auf dem Felde altdeutscher Literatur mit Erfolg thätigem Verfasser alle Ehre.

Entdeckungswald im Wald und auf der Halde von H. Wagner. Leipzig. Otto Spamer.

Diese Entdeckungswalden werden wegen ihres reichen und belehrenden Inhalts gewiß ein Lieblingsbuch der Jugend und der Erzieher werden. Der Verfasser, der sich auf pädagogischem Gebiete bewährte, hat den glücklichen Gedanken trefflich durchgeführt, unterhaltende Belehrung für die Jugend an die nächsten uns umgebenden Gegenstände zu knüpfen. Die Bücher — der eine Band behandelt Wald und Halde, der zweite Feld und Flur — die nicht weniger als 130 Abbildungen enthalten, sollten auf keinem Weibnachtsfest fehlen.